

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 2

Artikel: Als Lenchen den Himmel suchen ging
Autor: Müller, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mian und atmet dessen seltsam an Erde, Moos und welkendes Laub erinnernden Duft ein, der einen noch nach Jahren an Sommerhitze und Grillengezirp und an all den blühenden Glanz des Begraines erinnert.

In einsamem Wiesengrunde führt die Straße, die Spitzen mit Schönenberg verbindet, am „Geisterhaus“ vorbei, einem dreifässigen Gebäude, dessen Fenster mit Brettern zugenagelt sind. Es ist seit langer Zeit unbewohnt. (Schluß folgt.)

Entfagung.

(1857.)

Fast ward mit jedem Tag, den ich erlebte,
Ein Wunsch, ein Hoffen von mir abgetrennt;
Die Seele, die melodisch einst erbebt,
Ward ein verstimmt, entsaitet Instrument.
Doch wie der Gram, mein täglicher Begleiter,
Mir auch die Stirn gefurcht mit seinem Pflug,
Ich schau zurück, ein Mann, und lächle heiter;
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Zwar ist es nicht das Land der Hottentotten,
Wo einst die Wiege meiner Jugend stand,
Doch teilnahmsloser fast als jene Rotten
Empfing mich mein gefeiert Vaterland.
Und dennoch hemm ich nicht das heiße Lodern
Der Brust, die immer für die Heimat schlug;
Gib ihr, doch lerne, nichts von ihr zu fordern!
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

O Ruhm, wie lange hab ich ohn Ermatten
All meine Sinne nur auf dich gewandt;
Das volle Leben tauscht ich an den Schatten,
Den ich als wesenlos zu spät erkannt.
Wen einmal nur allmächtigen Flügelschlages
Die Weihe des Gesangs nach oben trug,
Der kann verschmähn die Kränze eines Tages;
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Die Liebe, die mich frühe angezogen
Mit allem Zauber, diese Schmeichlerin,
Sie hat mich um mein bestes Selbst betrogen,
Und meine schönste Jugend nahm sie hin.
Doch Kenntnis auch vom innersten Gemüte
Verlieh mir dieser liebliche Betrug;
Mir blieb die Frucht; fahr hin, du welke Blüte!
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Wo ist das Glück? Mir ward es nie beschieden,
Und nie hab ich gebuhlt um seinen Ruß,
Und nie gekannt die Weisheit, die zufrieden
Mit träger Ruh und flüchtigem Genuß.
Sie klebt am Stoff, mir aber wurden Schwingen;
Ihr ward die Lust am Dasein, mir ein Zug
Des Geistes, der einst Odem gab den Dingen —
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Sei mir aufs neu, o Einsamkeit, willkommen!
Du zogst mich groß; durch dich ward ich gesund.
Der Trieb zum Höchsten blieb mir unbenommen,
In deinen Armen wuchern soll mein Pfund.
Weit werf ich weg das klagende Erinnern
An eine Welt, die mir nur Wunden schlug:
Trag ich nicht selber eine Welt im Innern?
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Heinrich Leuthold.

Als Lenchen den Himmel suchen ging.

Die Seewiesbäuerin stand auf ihrem Hofe und leiste und fluchte vor sich hin. Manchmal hielt sie Ausschau gegen den Weg hinauf. Ein verärgerter, gehässiger Ausdruck lag auf ihrem Gesichte. „Ein Kreuz ist's, ein Elend!“ Ach, du lieber Gott, was man mit dem Götter immer hatte. Wozu war sie überhaupt auf der Welt, wo sie zu nichts taugte und doch gefüttert werden mußte? — „He! — Lene!“ Ihre Stimme klang heiser und frostig. Wenn die Alte einen Laut von sich gab, war es, als ob etwas die friedliche Stille, die Ausgeglichenheit der Natur zerstören würde.

In der großen, unsauberen Bauernstube, in

der es oft wie in einem Kramladen aussah, hockte der Seewiesbauer und dampfte stinkende Rauchwolken aus seiner Pfeife. Fragend schaute er auf, als sein Weib zorngerötet und schimpfend hereingeschlurft kam, die Türe laut hinter sich zuschlagend. — „Weiß ich, wo der Gof wieder steckt!“ — Sie ließ sich geräuschvoll am Tische nieder und zankte und murrte noch stets. Der Alte blinzelte listig herüber. „Laß sie doch laufen. Was schadet's, wenn die auch mal nicht mehr zurückkommt. Wie lange sollen wir's noch füttern, das fremde Hudli!“

Wenn es auf dem Seewieshof einen Menschen gab, der von niemandem geliebt, von vielen



Der Fischerhafen in San Sebastian.

aber verachtet, verhöhnt und verstoßen wurde, der zu wenig arbeiten und zu viel essen wollte, der vom Haus in den Hof und vom Hof wieder ins Haus gejagt wurde, so war dieser Mensch das Lenchen. Das fremde „Hudli“.

Einmal hatte auf dem Seewieshof eine Lene Gruber als Magd gedient. Und als es eines Tages durchsickerte, daß sie ein Kind erwarte und der Vater schon längst über alle Berge sei, gab es einen riesigen Skandal im Hause. Die Bäuerin schrie und klagte laut über die gottlose Welt und die verdorbene Jugend. Der tapferen Fürsprache des Bauernsohnes war es zuzuschreiben, daß Lene nicht auf der Stelle entlassen wurde. Denn Frik, der in der nahen Stadt den Doktor machte, hatte einen großen Einfluß zu Hause. Doch nach der Geburt des Kindes wurde die junge Mutter zusehends schwächer und begann zu kränkeln. Der Arzt schüttelte oft bedenklich den Kopf; im Sommer hustete Lene Blut, und als die letzten Blätter fielen, lag eine Tote im Hause.

Lenchen hatte seine Mutter nicht lange gehabt. Kein Wunder, daß die Erinnerung an sie

in ihr längst erloschen war. — In den acht Jahren, die das Kind nun schon auf dem Seewieshof lebte, war ihm nicht viel Gutes gegönnt gewesen. Rohe, herzlose Worte, die es an seine Herkunft erinnerten. Schelte und nicht selten auch Schläge. Das war ihr tägliches Brot. Ach, Lenchen verstand ja so wenig von all dem, was es an häßlichen und bösen Worten zu hören bekam. Nur das fühlte es deutlich und schmerzvoll: Daß kein Mensch es lieb hatte. — Viele nannten es auch ein sonderbares Kind. Es war verschlossen, beinahe schüchtern, sprach nur wenig und liebte es, in seinen freien Augenblicken allein zu sein und oft lange Zeit vor sich hinzuträumen. Es gab sogar Leute, die sich mit dem Finger auf die Stirn tippten, wenn sie von der Kleinen sprachen. Aber das war gedankenloses und ungerechtes Gerede. Dem Kinde fehlte nichts als die Jugend. — Wie soll ein Pflänzchen ohne Sonne gedeihen? — Trotz ihrer acht Jahre ging Lenchen noch nicht zur Schule. „Wozu auch“, sagte die Seewiesbäuerin, „ein großes Licht wird ohnehin nicht aus ihr.“ Wenn das Mädchen nach Feierabend nicht unter dem alten Ruß-

baum lag und träumte, dann konnte man es zuweilen auch im Stall bei den Kühen sehen. Die braune „Gusi“ wandte jedesmal ihren großen Kopf, wenn die Türe knarrte und das kleine Menschlein hereintrippelte. Dann sah das Tier dem Lenchen mit weit geöffneten, traurigen Augen entgegen. Jawohl, das wußte Lenchen ganz gut: Der Gusi ihre Augen waren traurig. Sie hatte auch ihren Grund dazu. Einmal hatte Lenchen bemerkt, wie das Tier unbarmherzig geschlagen wurde. Die braune Gusi und das Lenchen waren somit eine Art Leidensgenossen auf dem Seewieshof. —

Die Tage im Sommer, an denen die Bäuerin zuweilen hinunter ins Tal ging und erst am Abend wieder zurückkehrte, waren für Lenchen die schönsten. Dann hatte es soviel wie einen Feiertag. Der mürrische Bauer kümmerte sich nicht um das Mädchen, tat ihm selten etwas zuleide, aber ging auch achtlos und ohne jede Anteilnahme an ihm vorüber. — Wenn die Bäuerin fort war, atmete Lenchen etwas auf.

Am frühen Morgen schon zog sie dann mit dem Toni und den Kühen hinauf zu den saftigen Almweiden, die alle dem reichen Seewieser gehörten. Der Toni, das war der Hüterbub. Er war viel größer und auch älter als das Lenchen, hatte eine derbe, laute Stimme, war zuweilen ein wenig hochtrabend zu der Kleinen, aber oft wieder herzensgut. Er erzählte ihr von großen Städten und fernen Meeren, wovon er einmal in einem dicken Buche gelesen hatte und wo er später hingehen werde.

Es war schön, im hohen Grase zu liegen, die müden Glieder wohligh ausstrecken zu dürfen und nichts anderes tun als nachzudenken. Denn Lenchen dachte sehr viel. — Einmal sah sie andächtig und lange zu dem spitzen, zackigen Berge auf, der an Größe und Wildheit alle andern überragte.

„Du, Toni! Da muß man wohl sehr hoch steigen, bis man dort oben ist? Und guck nur, wie die Sonne nahe dabei liegt, kann man sie wohl mit der Hand fassen, wenn man ganz oben ist, was glaubst du? Toni, was kommt dort, wo der Berg aufhört, ganz oben?“ —

„Dumme Frage“, murrte der Toni und schleuderte einen Grashalm weg, an dem er gekaut hatte. „Wo der Berg aufhört, da — da fängt eben der Himmel an.“

Lenchen wurde es noch andächtiger zumute, und es flüsterte beinahe nur: „Der Himmel?“ — „Du, da ist meine Mutti! Da möcht' ich

mal hingehen; glaubst du, daß man ihn finden könnte, wenn man oben wäre und den richtigen Weg kennen würde?“

Toni wollte sagen: Albernnes Ding. Aber als er in ihr glückliches Gesicht schaute, schwieg er. War ja auch gleichgültig, was die zusammenspintisierte. Er legte sich neben Lenchen ins Gras, piffte etwas vor sich hin und versuchte vergeblich nach einem bunten Schmetterling zu haschen.

Ja, schön war es hier oben! — Lenchen war den ganzen Tag frohen Mutes. Es blieb bei Toni und den Kühen, bis die Sonne ihre letzten Strahlen über die Landschaft warf, die kleinen weißen Wölkchen am Himmel hübsch rosa färbte und dann als roter, glühender Ball hinter dem Bannwald hinabsank. — Über die Wiesen tönte aus nah und fern das Rufen und Locken der Hirten, das an die Heimkehr erinnerte.

Nur zu schnell gingen sie Lenchen vorbei, diese friedlichen Tage, die in ihrer armseligen Jugend eine Insel des stillen Glückes bildeten. Aber der Gedanke, daß dort, wo der hohe Berg aufhörte, der Himmel anfang, spulte immer noch in dem kleinen Kinderkopfe herum. Lenchen wurde beinahe noch stiller und ernster, schaute viel hinauf nach ihrem erträumten Ziel und suchte mit ihren Augen irgendeinen Weg zu entdecken.

„Was gaffst!“, herrschte sie die Bäuerin einmal an. „Tu was, so weißt, wozu auf der Welt bist!“

Der Sommer ging zu Ende, die Tage auf den Wiesen waren vorbei und der Toni nahm Abschied vom Seewieshof. Diesmal für immer. Er wollte in die Stadt gehen und etwas erleben, verkündete er Lenchen mit Stolz. „Wenn ich wieder mal komme, bin ich vielleicht ein reicher Mann“, sagte er, als er dem Mädchen die Hand gab.

Lenchen hätte beinahe geweint. Toni war doch ihr einziger, menschlicher Freund gewesen, der es manchmal gut mit ihr meinte. Nun blieb sie allein. — Das Leben auf dem Seewieshof nahm seinen Lauf. Lenchen hörte böse Worte, bekam Schelte, und Gusi, die braune Kuh, blickte noch trauriger als früher, weil sie immer noch Schläge erhielt. —

Das alles ging bis zu diesem Abend. Bis zu dem Abend, an welchem Lenchen plötzlich verschwunden war. Spurlos verschwunden. — Es dunkelte mehr und mehr. Über den St. Antonspatz segte ein eisiger Wind. Werner Lorenz,

der verspätete Wanderer, kletterte hastig und mühsam den jähren Pfad hinauf. Ein Glück, daß er bald oben war. Er mußte noch ins Tal hinunter. Wenn nur seine Rathi nicht in Sorge um ihn war.

Aber dann blieb er erschrocken stehen. Dicht am Wege, da lag —. Ja, das war wirklich ein Mensch. Himmel, wie kam dieses Kind hierher! Er nahm es auf seinen Arm. Langsam wurde die Kleine wach, zwei dunkle verträumte Kinder-Augen guckten ihn groß und verwundert an.

„Was wolltest du hier oben, gutes Kind? Wo bist du zu Hause?“

Aber statt einer Antwort sagte das Kind, das nun richtig erwacht war: „Du, Mann! Ich suche den Himmel. Kennst du nicht den Weg? Der Toni hat gesagt...“

Werner Lorenz mußte beinahe lachen. Aber jetzt war keine Zeit zu fragen. Er nahm seinen Heimweg mit eiligen Füßen wieder auf, und die Last auf seinen Armen ließ ihn schneller vorwärts schreiten.

— Als Lenchen erwachte, lag es in einem weichen Bette. Vor den Fenstern war es schwarz, also mußte es Nacht sein. Eine junge Frau mit gut blickenden Augen stand da. Ein kleines Lämpchen brannte irgendwo und erhellte schwach das hübsche Zimmer. An der Wand mit den freundlichen Tapeten hing ein großes Bild: Eine Wiese. Viel Blumen, Kinder, die einen Ringelreih'n tanzten. Lenchen hatte die Augen nur halb geöffnet. So konnte sie alles sehen.

Plötzlich wurde es dunkel, sie fühlte einen warmen Kuß auf ihrer Stirn und hörte die Frau leise hinausgehen.

Es war alles so sonderbar und schön. War sie vielleicht nun wirklich im Himmel? Lenchen sann und sann. — Oder gab es auf der Welt Menschen, die...

Aber dann konnte sie nicht mehr weiterdenken, und die Augen fielen ihr zu.

Am nächsten Tage mußte Lenchen ihre Geschichte erzählen. Oh, es gab eine lange Geschichte! Das kleine Herz hatte Vertrauen zu seinen unbekannten Wohltätern gefaßt und schüttete Freud und Leid vor ihnen aus. Sie war gar nicht mehr schüchtern. Sie fühlte, daß hier Menschen waren, die die Nöte ihres Kinderherzens verstanden.

Sie erzählte von der bösen Seewiesbäuerin, von der braunen Gusi, vom Toni, von den schönen Sommertagen auf der Weide und zuletzt ganz zaghaft von ihrem letzten Erlebnis.

„Der Toni hat es doch gesagt“, fügte sie fleinlaut bei. —

Werner Lorenz und seine Frau gingen diesen Abend spät zur Ruhe. Lange saßen sie noch am Tische, redeten nicht viel, und jedes dachte über etwas nach. —

„Du, Werner! Was sagst du zu der Geschichte des kleinen Lenchens, das auszog, den Himmel zu suchen?“ Sie sah ihn lächelnd an.

„Ich denke“, — und dann zögerte Werner ein wenig.

„Was denkst du, sprich es doch aus!“

„Ich denke, das liebe Kind soll nicht umsonst gesucht haben.“

„Werner!“ Sie schaute ihn dankbar und mit leuchtenden Augen an. Er sah, wie sie sich freute. Dann sprachen sie nicht mehr viel. — Wozu sprechen, wenn man ohnehin fühlte, daß man sich verstand.

Als Lenchen schon tief im Schlafe lag, stand Frau Lorenz noch im Zimmer und lauschte auf die ruhigen Atemzüge des Kindes. Und im Geiste sah sie alle diejenigen, die dem kleinen Lenchen das Grausamste und Häßlichste angetan hatten, was man einem jungen Menschen zufügen kann: Seine Jugend nehmen.

Armes Kind, dachte sie.

Aber am andern Morgen durfte Lenchen „Mutti“ zu ihr sagen.

Emit Müller.

Die Basken.

„Hundertmal würde ich meinen Kopf unter das Messer legen, wenn ich wüßte, daß ich mit meinem Tode mein Vaterland wieder zu neuem Leben erwecken könnte.“

So sprach der Begründer der Baskischen Nationalistischen Partei — Sabino de Arana y Goiri — der Glück, Gesundheit und Vermögen seinem mutigen Kampfe für die Freiheit des alten Baskenlandes geopfert hat. Es ist ihm

nicht gelungen, und heute wiederum, im blutig wütenden Bruderkrieg, versuchen die Basken auf der Seite der Regierungspartei ihren alten Traum zu verwirklichen; aber auch jetzt ist ihre Aussicht gering, falle der Sieg auf die eine oder andere Seite. Ähnlich wie bei den Juden und Armeniern waltet über diesem Volk ein Unstern. Durch Uneinigkeit und innern Zwiespalt sind die Basken aus der einstigen freien Ungebunden-